

Veranstaltung: Traumberuf oder Notlösung? – Mit Gleichaltrigen Wege finden

am: 31. Mai 2011 in Bad Berka

im: Thüringer Institut für Lehrerfortbildung, Lehrplanentwicklung und Medien

Vortrag: Peers, Peergruppen, Positive Peerkultur

von Jana Teichmann (Dipl.-Päd.), Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Peers und Peergruppen – Begrifflichkeiten

Der Peerbegriff leitet sich von par, paris [lat.] ab und bedeutet gleichrangig, ebenbürtig, gleichgestellt. Der Peerbegriff ist keineswegs neu und hat sich in verschiedenen Feldern etabliert. Im Londoner House of Lords sind die Peers gleichrangig Entscheidende, Peer-to-Peer-Netzwerke umschreiben die gleichrangige Kommunikation zwischen Computern, Peer Reviews sind Rückmeldungen fachkundiger Gutachter zu wissenschaftlichen Veröffentlichungen oder unternehmerischen Projektbeschreibungen, Peers im Rettungsdienstwesen benennen empathische und kompetente Berater nach psychisch belastenden Einsätzen, Peers in der Selbstbestimmt Leben Bewegung bezeichnen gleichrangige Berater, die ebenfalls von einer Behinderung betroffen sind und die Peers im pädagogischen Kontext meinen die gemeinsam Heranwachsenden. All diesen Begriffsverwendungen aus den verschiedenen Settings unterliegt ein gemeinsames Verständnis des Peerbegriffs. Konnotationen wie Gleichrangigkeit, Loyalität, Objektivität, Kompetenz, Erfahrung, Empathie und spezielles Wissen sind hier wegweisend. Im erziehungswissenschaftlichen Feld geht es im Besonderen um die „Gleichheit der Stellung im Verhältnis zueinander. Ein Peer ist der als Interaktionspartner akzeptierte Gleichaltrige, mit dem das Kind sich in Anerkennung der jeweiligen Interessen prinzipiell zu einigen bereit ist.“ (Krappmann 1991, 364)

Peers sind *Experten in eigener Sache* und bringen ihre Kenntnisse, ihren Erfahrungshorizont, ihre Fertigkeiten ein und übernehmen so Verantwortung für die Gemeinschaft. Bereits der Peerbegriff enthält also eine grundlegende Orientierung auf die Stärken des Einzelnen, jedoch angewendet und eingebracht für die Gemeinschaft.

Theoretischer Hintergrund

Peers stehen und argumentieren unter entwicklungspsychologischer Perspektive auf benachbarten Stufen ihrer körperlichen, kognitiven oder moralischen Entwicklung. Diese Nähe unterstützt gegenseitige Entwicklungsimpulse. Peers sind ebenfalls mit ähnlichen Entwicklungsaufgaben in ihrem Alltag konfrontiert, wodurch sie Nähe empfinden und Vergleichbarkeit feststellen. In Beziehungen zu anderen können sie sich bei der Bewältigung dieser Aufgaben gegenseitig unterstützen. Peers haben zudem eine vergleichbare gesellschaftliche Stellung oder Position inne. In der Schule sind alle Heranwachsenden Schüler, unter gesellschaftlicher Perspektive sind sie Kinder oder Jugendliche. In jeglichen Konstellationen stehen sie zueinander in Beziehung und es entwickeln sich soziale Strukturen, in denen sie sich zueinander in Stellung bringen. Peers entwickeln in diesem alltäglichen Beisammensein gemeinsame Interessen und entscheiden selbst, wen sie als ebenbürtig anerkennen, wer ihnen zum Peer wird. Peers schaffen sich aus dieser Vergleichbarkeit und ihren Interessen ihre eigene gemeinsame Kultur, die als eine Art Stützwerk für den Alltag und ihre Entwicklung betrachtet werden kann. Peers als Gleichrangige klingt romantisierend und verklärt. Jugendliche formulieren den Anspruch auf Gleichrangigkeit jedoch auch selbst. Dieser Anspruch kann nicht immer eingehalten werden, ist jedoch „als Utopie wirksam“ (von Salisch 2010, 5). „Gleichheit ist somit nicht die Realität in der Kindergruppe, aber ein regulatives Prinzip“ (Krappmann 1991, 356). Diese Regulationen umschreiben die permanenten Aushandlungsprozesse, in den sich Peers befinden und in denen es um Egalität und Offenheit geht (vgl. Machwirth 1999). Ein Aspekt der aktuellen Diskussion um Heranwachsende als Peers nimmt vor allem Kinder und Jugendliche als Peers *und* als Schüler in den Blick und betont die Interdependenzen der unterschiedlichen Lebenswelten.

Ausgangspunkt einer Diskussion um Peers in pädagogischen Zusammenhängen ist jedoch das Resilienzkonzept (Opp, Fingerle 2008). Immer mehr Kinder und Jugendliche wachsen in schwierigen Lebenslagen auf und erfahren mehr und mehr Ausgrenzung von diversen Gesellschaftsbereichen. Dennoch gelingt es einem Teil dieser Kinder und Jugendlichen, Kompetenzen zu entwickeln, um sich auch in einer riskanten Lebensumwelt gesund zu entwickeln und ein zufriedenstellendes Leben zu

führen. Resilienz beschreibt die gelingende Annahme und die aktive Bewältigung signifikanter Entwicklungsrisiken. Resilienz stellt somit kein Persönlichkeitsmerkmal dar, sondern betont das Erlernen verschiedener Bewältigungskompetenzen und einer Resilienzpraxis sowie die Verfügbarkeit von altersgerechten und entwicklungsfördernden Nischen für diese Kinder und Jugendlichen. Unterstützend dafür sind verschiedene protektive Faktoren im jeweiligen Kind sowie in seiner persönlichen Umwelt, die einen gewissen Gegenpol zu den diversen Risikofaktoren bilden, mit denen eher eine ungünstige Entwicklungsprognose verbunden ist.

Praxisorientierungen

Vielfältige Praxiskonzeptionen orientieren sich an dem starken Einfluss, den die Jugendlichen untereinander und aufeinander haben. Methodisch decken sie ein Kontinuum von freundschaftsnahen Angeboten über Beratungs- und Vermittlungskonzeptionen bis hin zu eher inhaltszentrierten und lehrorientierten Ansätzen ab. Finden derartige Ideen Eingang in pädagogische und institutionelle Zusammenhänge, zielen sie auf individueller Ebene auf einen Kompetenzzuwachs, auf der Ebene der Gruppen auf mehr Zugehörigkeitsgefühl und Gemeinschaftssinn sowie auf institutioneller Ebene auf eine verbindliche gemeinsame Einrichtungskultur, die als Klima, Ethos oder Kultur beschrieben werden kann.

Der Peerbegriff verdeutlicht hier vor allem eine veränderte professionelle Haltung. Entscheidend ist, sich von defizitären und kompensatorischen Modellen in der Pädagogik zu verabschieden und den Blick zu öffnen für eine stärkenorientierte Praxis. Ausgangspunkte für pädagogische Reflexionen sind hier die Fähig- und Fertigkeiten, die Stärken der Heranwachsenden sowie das Potenzial der Gemeinschaft.

Positive Peerkultur (Opp, Unger 2006) ist ein innovativer pädagogischer Arbeitsansatz, der pädagogische Institutionen auch in ihrer konzeptionellen Selbstbeschreibung unterstützen kann (Opp, Teichmann 2008). Kultur meint hier den Prozess des gemeinsamen Aushandelns (Wimmer 1996) sowie den Schutz des Schwächeren durch die Gruppe und/oder Gemeinschaft (Freud 1938). Entscheidende Variablen sind professionelles Handeln, gelebte Rituale und implementierte Strukturen. Positive Peerkultur ist nicht an Altersgrenzen oder Hierarchien gebunden, sondern stellt einen flexiblen Arbeitsansatz dar, der vor allem eine professionelle Haltung beschreibt. Im Rahmen Positiver Peerkultur werden die Partizipationsrechte von Kindern und Jugendlichen gelebt. Positive Peerkultur ist als Gruppenzusammenhang eine Form demokratischen Zusammenlebens und auf individueller Ebene eine Form verantwortlicher Selbstbestimmung.

Literatur

- Freud, Sigmund: Das Unbehagen in der Kultur. 6. Aufl., Original 1938, Frankfurt 1956
- Krappmann, Lothar: Sozialisation in der Gruppe der Gleichaltrigen. In: Hurrelmann, Klaus; Ulich, Dieter (Hrsg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. 4. völlig neubearbeitete Auflage. Weinheim: Beltz Verlag, 1991, 355-375
- Machwirth, Eckart: Die Gleichaltrigengruppe (peer-group) der Kinder und Jugendlichen. In: Schäfers. 1999, 248-268
- Opp, Günther; Fingerle, Michael (Hrsg.): Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz. 3. Aufl., München, Basel 2008
- Opp, Günther; Teichmann, Jana (Hrsg.): Positive Peerkultur. Best Practices in Deutschland. Bad Heilbrunn 2008
- Opp, Günther; Unger, Nicola (Hrsg.): Kinder stärken Kinder. Positive Peer Culture in der Praxis. Hamburg 2006
- Salisch, Maria von: Wer oder was ist ein Peer? In: In: Schüler. Wissen für Lehrer. Heft 2010: Szenen, Gruppen, Peers. Erhard-Friedrich-Verlag GmbH 2010, 4-5
- Wimmer, A.: Kultur. Zur Reformulierung eines sozialanthropologischen Kulturbegriffs. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 1996 (48), 401-425
- www.positive-peerkultur.de